



IN DER
FALLE

MARKO
LEINO

ROMAN / ZSOLNAY

seiner Mutter eigentlich ähnlich?

Nein, tatsächlich sieht er keinem seiner Eltern ähnlich. Er möchte es auch nicht. Oder ist das auf seinem Gesicht derselbe Ausdruck, den Vater hatte, als ihn sein eigener Sohn ...

Vesa kehrt dem Spiegel den Rücken und geht zur Toilette. Er verschließt die Tür und setzt sich auf den Klodeckel. Aus der Manteltasche fischt er ein gefaltetes Stück Alufolie. Es braucht nicht viel, nur ein bisschen was, um die Nerven zu beruhigen.

Gleich darauf muss er die tränenden Augen schließen, das Zeug brennt in den Nasenlöchern. Nach dem Kick bewegen sich die Gedanken im Kopf wie nervöse Augen hinter geschlossenen Lidern.

Eine gemeinsame Wohnung.
Einen Job. Egal was. Nur irgendeinen.
Eine Zukunft. Eine glänzende Zukunft.
Einen ganz normalen Alltag. Ein ganz normales Leben.

Das Ding noch, dann ist alles bezahlt,

dann hat er die ganze Scheiße endgültig hinter sich. Er wird sich einen Job organisieren, ein normales Leben beginnen und ein für alle Mal mit der Scheiße aufhören. Vesas Hände ballen sich von allein zu Fäusten, sein ganzer Körper spannt sich.

Auch daran ist sein Vater schuld, der Arsch. Noch als Toter quält er ihn. Aber bald ist das vorbei, bald hat er mit der ganzen Sache abgeschlossen und mit dem Arsch von einem Vater gleich mit. Vielleicht gibt er sogar der Polizei noch einen Tipp, anonym natürlich, dann kann seine Mutter trauern, wie es sich gehört, und kriegt vielleicht ihr Leben wieder in den Griff. Nein, die Polizei ist keine gute Idee. Wenn die ihm dahinterkommen, kann es passieren, dass sie Vater schneller Gesellschaft leisten müssen, als ihnen lieb ist, sie beide, er und Mutter. Oder er muss ihr alles erzählen und bricht darüber zusammen. Wenn Tiina es erfahren würde, würde sie ihn verlassen, das steht fest. Und das wäre das Ende. Er

darf Tiina nicht verlieren, und er muss versuchen zu vergessen. Auch seiner Mutter muss er helfen zu vergessen, das heißt, wenn sie nicht schon vergessen hat. Wenn jemand ständig besoffen ist, ist das schwer zu sagen.

Vesa zieht die Spülung und flüstert, während er das Wasser rauschen hört, mit leiser Stimme Worte, die für ihn eine Art Mantra geworden sind. Sie wirken beruhigend auf seine Gedanken und seinen beschleunigten Atem.

»Alles wird gut gehen. Alles wird gut. Für immer. Alles wird gut gehen. Alles wird gut. Für immer.«

LUHTA

Sundströms Zelle hatte etwas, was Luhta Unbehagen bereitete. Auch diesmal. Sie hatte etwas, was einen abstieß. Wenn man von der Tür aus einen schnellen Blick hineinwarf, war sie wie jede andere Zelle der Abteilung, aber wenn man sie betrat, war es, als würde die Luft schlagartig stickiger. Plötzlich fiel einem das Atmen schwer, und der Schweiß trat einem in Tropfen auf die Schläfen oder die Stirn. Dabei war die Zelle peinlich aufgeräumt. Die wenigen persönlichen Besitztümer Sundströms standen pfeilgerade ausgerichtet auf einem Regal über dem Bett, ein paar Bücher und Hefte, dazu ein bisschen Nippes: ein gelbäugiger Uhu, ein gelblich-grauer sitzender Teddybär, auf dessen rechte Fußsohle »Bukowski« und auf dessen linke Fußsohle ein Herz gestickt war, dazu eine Don-Quijote-Statue, eine dünne

Gestalt mit einem Kinnbart, die mit einer Hand ein Buch gegen ihren Bauch drückte und in der anderen ein Schwert hielt, das so groß und schwer aussah, als könnte es jeden Moment vom Regal auf das faltenlos gemachte Bett fallen. Auf das Bett, auf dem Sundström jetzt sitzt und Luhta über den Rand seiner Brille hinweg mit einem schiefen Lächeln anschaut. Luhta steht in der Tür.

»Und woher weiß ich, dass ich dir vertrauen kann?«, fragt Sundström.

»Weil ich die Wahrheit sage«, antwortet Luhta.

»Das tun wir doch alle«, sagt Sundström.

»Die Lieferung ist nicht angekommen«, sagt Luhta. »Pakarinen ist einfach nicht gekommen. Ich hab eine Stunde über die abgemachte Zeit hinaus auf ihn gewartet.«

»Wenn du die Wahrheit sagst, versuch ich's mit jemand Neuem.«

»Ich sag die Wahrheit.«

»Okay«, sagt Sundström und nickt. »Für